

dien, können diese keineswegs ersetzen, wohl aber sinnvoll ergänzen.

Die Stärke dieses gut lesbaren, weil gut geschriebenen Buches liegt in der Vielstimmigkeit der vielfältigen Journalistinnen und Journalisten, die in ihm zu Wort kommen, und nicht in den angedeuteten „akademische(n) Grabenkämpfen(n)“ (S. 24). Insbesondere das vierte Kapitel ist ein vielstimmiges Panoptikum des journalistischen Feldes in Deutschland aus dem Munde der eigentlich so unüberschaubaren Zahl von Akteuren. Diese aus den Tiefeninterviews destillierten Selbstauskünfte sind höchst informativ und bestätigen bisher empirisch wenig überprüfte Vermutungen, etwa dass insgesamt die Lage im Journalismus schlimm sei, in der eigenen Redaktion aber ginge es schon noch (u. a. S. 123). Und doch bleiben sie meist an der Oberfläche, was die dann aus ihnen heraus entwickelte Typologie nicht vollständig auffangen kann. Auch die anfangs entwickelte Leitfrage, ob Information oder Mission stärker im Vordergrund stehen, kann so nicht beantwortet werden. Die Behauptung, das Selbstverständnis hänge vom Publikum ab, ist lapidar, weil sich Typen wie „Wächter, Lehrer, Lobbyist“ auf eine Rolle beziehen, die eine Rezeptionsrolle miteinschließt. Ein Wächter bewacht andere, ein Lehrer belehrt andere, ein Dienstleister leistet anderen Dienst. Darüber hinaus kann eine qualitative Studie nicht wirklich erbringen, ob „Journalisten, die Leser fordern und Zuschauer erziehen oder überzeugen wollen“ tatsächlich „am Rand stehen“ (S. 8).

Viel gewinnbringender erscheint die mit Bourdieus Sozialtheorie mögliche kritische Hinterfragung von Machtverhältnissen im journalistischen Feld, wozu Meyen/Riesmeyer herausstellen, dass sich nur die finanziell stärksten der „Diktatur des Publikums“ entziehen könnten (S. 125). Ökonomie und Autonomie stellen somit nicht die extremen Pole des Feldes dar, sie bedingen sich vielmehr. Außerdem: „Das Interviewmaterial erlaubt die Vermutung, dass es für jedes Themengebiet und auf jedem Verbreitungsweg Angebote gibt, die sich der „Diktatur des Publikums“ (weitgehend) entziehen und gerade deshalb ein (begrenztes) Publikum finden.“ (S. 124) Hier bietet die interessante Studie mit ihrer theoretischen Fundierung hoffentlich weitere Impulse für die „next generation“.

Thomas Birkner / Elke Grittman

Literatur:

Altmeppen, K.-D.; Hanitzsch, T.; Schlüter, C. (Hrsg.) (2007): Journalismustheorie: Next Generation. So-

ziologische Grundlegung und theoretische Innovation. Wiesbaden: VS.

Senja Post

Klimakatastrophe oder Katastrophenklima?

Die Berichterstattung über den Klimawandel aus Sicht der Klimaforscher

Baden-Baden: Nomos, 2008. – 209 S.
(medienskripten; 51).

ISBN 978-3-8329-4354-7

„Wenn Journalisten und Wissenschaftler in Kontakt treten“, schreibt Senja Post, „kollidieren ihre Erwartungen“ (S. 20). Damit ist der Ausgangspunkt ihrer Studie umrissen: die Diagnose eines prinzipiellen Widerspruchs zwischen den Kommunikationsgewohnheiten und -bedürfnissen von Wissenschaft und Massenmedien. Die Einstellungen von Journalisten seien dabei nicht nur zu vielen Themen sehr einheitlich, sondern aus diesen resultiere auch eine oftmals konsonante Medienberichterstattung, die problematisch sei, weil sich in ihr eine „verzerrte Darstellung des Kenntnisstandes der Klimaforschung“ (S. 36) finde.

Das damit skizzierte Konfliktverhältnis bildet die Hintergrundfolie einer standardisierten Befragung deutscher Klimaforscher, an der 113 (von 239 angeschriebenen) Professoren teilgenommen haben. Diese wurden zunächst gefragt, wie sie den Wissensstand bezüglich „öffentlicht diskutierter Schlüsselfragen“ (S. 36) der Klimaforschung einschätzen: Sind die existierenden Klima-Modelle präzise genug, hat man klimatische Prozesse gut genug verstanden, liegen ausreichende Daten vor, ist der Mensch die primäre Ursache aktueller Klimaveränderungen, wie gefährlich sind diese usw. Post zeichnet das Bild einer Disziplin, in der die vorliegenden Forschungsmöglichkeiten und -ergebnisse als verbesserungswürdig gesehen und bezüglich einiger Kernfragen nach wie vor Zweifel artikuliert werden (S. 50ff.), oft abhängig davon, ob die individuellen Wissenschaftler eher den „überzeugten Warnern“ vor einem Klimawandel oder den „skeptischen Beobachtern“ bzw. einer „Mittelgruppe“ zuzurechnen sind (98ff.).

Nach der Einschätzung des wissenschaftsinternen Wissensstandes fragte die Autorin, wie die Klimaforscher die einschlägige Medienberichterstattung beurteilen. Die Antwort: als überwiegend verzerrt. In den Medien würden beunruhigende Befunde überbetont, die Leistungsfähigkeit von Klima-Modellen überschätzt und Studien bevorzugt, die den Menschen als Urheber von Klimaveränderungen se-

hen. Insgesamt sehen die Forscher „die Klimaberichterstattung mit sehr kritischen Augen“, diese scheint ihnen „stark vereinfacht“ und „alarmistisch“ (S. 126). Journalisten hätten zudem wenig Sachkompetenz und oft vorgefasste Meinungen (S. 164f.) – auch wenn Medien wie die „Süddeutsche Zeitung“ oder die „Zeit“ diesbezüglich einen besseren Ruf genießen als etwa „Focus“ und „Bild“ (S. 123ff.).

In der Folge macht Post deutlich, dass Klimaforscher diese (vermeintlich) verzerrte Berichterstattung als problematisch ansehen, weil sie Rückwirkungen auf die Wissenschaft wahrnehmen. So bekäme die Forschung zu menschlichen Einflüssen auf das Klima und zu Klimamodellierungen aufgrund der Medienberichterstattung mehr Geld, während Studien zu natürlicher Klimavariabilität weniger gefördert würden. Auch die individuellen Vertreter der entsprechenden Forschungsrichtungen, so die Einschätzung der Klimaforscher, profitierten äquivalent von der Berichterstattung.

Dass ihr kritischer Blick die Forscher nicht davon abzuhalten scheint, sich in Massenmedien zu Wort zu melden, zeigt der letzte Teil des Buches. Nahezu alle Befragten geben an, wenigstens mitunter mit Journalisten zu sprechen, was wohl damit zusammenhängt, dass sich viele von ihnen als „Aufklärer“ (S. 186) sehen, die verpflichtet sind, die Gesellschaft vor gefährlichen Klimaentwicklungen zu warnen (S. 183ff.).

Der Verdienst der damit umrissenen Studie liegt darin, eine Befragung zum Verhältnis von Klimaforschung und Öffentlichkeit resp. Massenmedien vorzulegen – an einer Stelle, an der die Forschung bisher überwiegend auf Inhaltsanalysen angewiesen war. Diese Befragung wurde sorgfältig durchgeführt, ihre Auswertung gut dokumentiert und dargestellt. Für eine Magisterarbeit (denn aus einer solchen ist das Buch entstanden) zeigt die Autorin eine ungewöhnliche Souveränität im Umgang mit sozialwissenschaftlicher Literatur und eine breite Kenntnis der klimawissenschaftlichen Auseinandersetzungen.

Allerdings weist die Arbeit auch – teils vermeidbare – Begrenzungen auf. Die wohl gewichtigste ist ihre einseitige Stoßrichtung. Angesichts des theoretischen Rahmens, der eine Unvereinbarkeit von Wissenschaft und Massenmedien postuliert, wäre es folgerichtig gewesen, auch beide Seiten zu untersuchen. Hätte man dies getan und auch Journalisten befragt, wäre wohl ein weiteres Problem zu Tage getreten: Vermutlich wären ihre Einschätzungen bei wenigstens einigen Fragen von denen der Wissenschaftler abgewichen, und man hätte fragen

müssen, wer denn nun Recht hat bzw. welchen methodologischen Stellenwert derartige Einschätzungen überhaupt haben (können). Eine solche Reflexion fehlt der Arbeit leider. Mitunter bleibt offen, ob die Äußerungen der Klimaforscher Vorurteile oder (erfahrungsbasierte) Urteile darstellen, und was wichtiger ist: Es ist nicht klar, ob sie mit ihren (Vor)Urteilen Recht haben. Ob Medienberichterstattung konsonant und einseitig ist, ob bestimmte Akteure über- oder unterrepräsentiert sind – diese Fragen beantwortet man besser nicht auf der Basis von Einschätzungen eben dieser Akteure, sondern mittels Inhaltsanalysen. Natürlich kann es auch interessant sein, welche Aspekte der Medienberichterstattung Klimaforscher für wichtig und richtig halten, es hätte aber noch klarer gemacht werden müssen, welche Art von Informationen man so erhält und inwieweit diese generalisierbar sind. Hilfreich gewesen wäre bspw., die Ergebnisse für die Klimaforschung mit Befragungen von Wissenschaftlern anderer Disziplinen zu vergleichen, in denen sich durchaus andere Einschätzungen zur Qualität der Medienberichterstattung sowie zur Arbeit von und mit Journalisten finden. In jedem Fall sind dies Fragen, denen nachzugehen künftig interessant wäre.

Mike S. Schäfer

Christian Zabel

Wettbewerb im deutschen TV-Produktionssektor

Produktionsprozesse,
Innovationsmanagement und Timing-Strategien

Wiesbaden: VS, 2009. – 445 S.

ISBN 978-3-531-16337-6

(Zugl.: Dortmund, Univ., Diss., 2008)

Mit der Vermehrung der Fernsehkanäle und Erweiterung der Vertriebswege insbesondere auf das Internet verliert der Programmvertrieb durch Fernsehveranstalter seine Schlüsselstellung für die Fernsehwirtschaft. Ausgehend von dieser These richtet der Autor seine Aufmerksamkeit auf die Fernsehproduzenten und wendet sich der Frage zu, wie sich der Wettbewerb im Fernsehproduktionssektor vollzieht und wie die Entwicklung erklärt werden kann.

In Kapitel 2 wird zunächst die Struktur der Fernsehbranche skizziert, die sich unterteilen lässt in die Produktion, die Distribution, die Regulierung und die Beziehungen zur Werbebranche. Zentrale Aktivität der Fernsehwirtschaft.